

Ausbruch aus der Ewigkeit

MUSIK Der Zürcher Rapper Tinguely dä Chnächt zeichnet auf seinem neuen Album seinen Lebenswandel nach – und den seiner Stadt gleich mit.

Der Blues kennt kein Ende. Dieser Beat – ein bisschen Lo-Fi-Folk, ein bisschen kubricksche Dramatik, ganz wenig Hip-Hop – könnte ewig weiterlaufen. Und passend dazu fragt der Rapper, für den dieser massgeschneidert wurde, immer wieder: «Häscho? Bisch scho? Wotsch no?» Es klingt wie ein «Kommst du, oder gehst du?», und man merkt, dass die Antwort darauf eigent-

«Häscho? Bisch scho? Wotsch no?»

Tinguely dä Chnächt

lich keine Rolle spielt. Denn obwohl der Strophentext schnell über Szenarien und Lebensstationen hinwegstreift, bewegt sich nichts. Dieses Leben in der Endlosschleife vertont der Zürcher Rapper Patric Dal Farra alias Tinguely dä Chnächt auf seinem neuen Album «Calvados». Es ist ein Leben, das er selbst jahrelang geführt hat.

Der 41-Jährige, aufgewachsen in Rüschlikon, ist zugleich Rapper und Stadtinventar. Ein Comic im «Zuritipp» zeigte einst den Kiesplatz vor dem Kino Xenix im Wandel der Jahreszeiten. Als einzige Konstante auf jedem Bild zu sehen: Tinguely dä Chnächt, der wie angewurzelt auf dem Platz steht. Man erzählt sich diese Anekdote vom angewurzelt Tinguely immer wieder gerne in dieser Stadt. Man nimmt sie auch immer wieder in Artikeln auf. Weil sie einfach göltig war. Weil das Leben dieses Künstlers lange Jahre genau aus dieser Beharrlichkeit bestand, aus dieser Unfähigkeit und diesem Unwillen, sich zu ändern. Es schien lange nur aus Nachtleben, Wortspielen, Bier und Zigaretten zu bestehen.



Tinguely dä Chnächt hat sein Leben neu erfunden. Sein neues Album «Calvados» ist Nachruf und Neubeginn zugleich.

Foto: Fritz Blitz

Auf dem Album spricht er auch darüber, warum das alles so war. In einer Szene steht er nach einer Partynacht vor dem Grab seiner verstorbenen Eltern – und nimmt von dort ein Taxi an eine Afterhour Party, wankt weiter, verdrängt, verlängert die Nacht, trinkt weiter – während sich andere die Nase pudern und sich affig aufführen.

Manche Passagen auf «Calvados», seinem dritten Soloalbum, dem ersten seit acht Jahren, sind so traurig, dass man feuchte Augen bekommt. Sie sind so intensiv, wie Rap nur sein kann. Sie beschreiben gleichzeitig die nach und nach in Konsumbezirke kippenden Kreise 4 und 5, und den in seiner Schlaufe gefangenen Patric Dal Farra. Bis er – genau zur Halbzeit des Albums – diesen

einen Mensch trifft, der ihm endlich erlaubt, sich aus dem Nacht- und Trinkerleben zu verabschieden und ein «Dihei» aufzubauen.

Interessanterweise ist «Calvados» immer dann am spannendsten, wenn er einfach erzählt, wenn er Bilder aneinanderreihet, wenn er sein Seelenleben und die Beobachtung seiner Umgebung verbindet. Und es ist dann am uninteressantesten, wenn sich der grosse Wortspieler auf Wortspiele einlässt. Auch sie können eben Ausflüchte sein.

Nachruf und Neubeginn

«Calvados» ist durch und durch ein Hip-Hop-Album – und doch keines. Den Beats fehlt das Stoische, das Kraftvolle, das Hip-Hop-Beats sonst besitzen. Es ist eher Stimmungsmusik, die Pro-

duzent Hans-Jakob Mühlethaler Chocolococo, den man auch von Produktionen für Lapcat, Wolfman oder Knackeboul kennt, entworfen hat.

Der Titel des Albums, «Calvados», ist eine Hommage an die gleichnamige Bar am Idaplatz in Wiedikon. Jahrelang wohnte Dal Farra in einer Kammer über diesem Lokal und ging dort ein und aus. Wenn er mehr Erfolg hätte, dann würde vielleicht irgendwann neben dem Eingang eine Plakette angebracht, auf der stünde, dass Tinguely dä Chnächt hier einst gehaust hat. Genau so etwas hätte er selbst sagen können in jenen Jahren, in seinem Hochmut und Stolz. Weil er sich missverstanden fühlte und das gerne auch kundtat. Und wenn sich diese Zeilen ein bisschen wie

ein Nachruf lesen, dann nur, weil dieses Album einer ist.

Seit einigen Monaten hat der 41-Jährige nach Jahren der Gelegenheits- und Nacharbeit wieder einen festen Job. Statt wie früher wie angewurzelt mit seinem Bier auf dem Kanzleiareal oder auf dem Idaplatz zu stehen, sieht man ihn nun vermehrt an den Rändern des Binzquartiers herumstreifen, in der Hand eine Plastiktüte. Darin stecken nicht mehr Bier und Zigaretten, sondern Schwimmabo, Badetuch und Badehose. Tinguely hat sein Leben neu erfunden. «Calvados» ist, Nachruf und Neubeginn zugleich, ein Stück grosse Stadtpoesie.

Adrian Schröder

Tinguely dä Chnächt: «Calvados» (Bakara/Godbrain)

Landliebe, ein Phantom

ZUOZ An den Engadin Art Talks ging es einmal nicht um die Stadt, sondern ums Landleben.

Gut möglich, dass es bei den meisten Zuhörerinnen und Zuhörern der Engadin Art Talks zu Hause so aussieht, wie es Rem Koolhaas auf einem Dia vorzeigt. Der holländische Stararchitekt nennt diesen Look: beige. Dezent Farben, viel Holz. Die Sehnsucht nach einer beruhigenden Ländlichkeit macht sich breit.

Mit dem, was auf dem Lande wirklich abgeht, hat diese beige Gemütlichkeit allerdings gar nichts gemein. Folgerichtig hat sich die achte Ausgabe der von der Verlegerin Cristina Bechtler ins Leben gerufenen Diskussionsplattform Engadin Art Talks des Themas Land angenommen. Unter dem Titel «Side, countryside» deuteten am Wochenende in Zuoz Architekten, Künstler und andere Visionäre die Zeichen, die sie bei ihren Erkundungszügen in die Welt des Ländlichen fanden.

Ein Kuratorengremium um Bice Curiger und Hans Ulrich Obrist versammelt ein an intellektueller Auseinandersetzung interessiertes Publikum sowie Redner mit internationalem Renommee im Zuozzer Gemeindegemeinschaftssaal. Man wolle die Lücke «zwischen dem, was wir zu wissen meinen, und dem, was wir tatsächlich wissen» schliessen, sagte Bechtler in ihrer Begrüssungsrede.

Was wir wissen, ist dies: Die Hälfte der Weltbevölkerung lebt in Städten. Der moderne Mensch ist ein urbanes Wesen, rund um die Uhr wach, rund um die Uhr versorgt, jederzeit bereit, das Bedürfnis nach selbst gestaltetem Lebensraum den Vorzügen einer zentralen Lage zu opfern. Weniger bekannt ist, dass diese Lebensweise auch die Bereiche ausserhalb der Städte dramatisch umkrempt. Sie werden zur Negativfolie der pulsierenden Städte, widersprüchliche Bedürfnisse wie Nahrungsproduktion, Infrastrukturversorgung und Erholung stellen sie auf eine harte Zerreibungsprobe.

Unter Wasser

Wie sehr die Künstler als Seismografen der Gesellschaft diese Entwicklung vorweggenommen haben, zeigte der Zürcher Kunsthistoriker Philip Ursprung (auch er gehört zu den Kuratoren). So könnte etwa die «Spiral Jetty» des US-Künstlers Robert Smithson, eine gigantische Steinspirale, die im Grossen Salzsee in Utah meist unter Wasser verschwindet, als ein Vorbote jener phantomartigen Präsenz verstanden werden, welche Dörfer in touristischen Gebieten heute auszeichnet: da und doch nicht da, weil nur selten von den anderswo lebenden Besitzern bevölkert.

Vom Designkurator Eric Chen, der das neue Hongkonger Museum M+ mit aufbaut, erfuhr man von den neuen Taobao-Dörfern, die rund um Päckchenverteilzentralen des chinesischen Onlineshopping-Giganten Taobao gebaut werden. Es handelt sich dabei um ganz neue Besiedlungseinheiten, die sozusagen aus dem Off vitale Funktionen der Digitalökonomie übernehmen.

Bemühungen um eine Humanisierung solcher dezentralen Strukturen zeigte schliesslich der Architekt Kashif Chowdhury aus Bangladesch. Eindringlich führte er den Unterschied zwischen den üblichen lieblosen Containern und einem in traditioneller Bauweise konstruierten, schattigen Gemeinschaftszentrum vor.

Ewa Hess

Dieses Land ist kein Ort, es ist kein Geräusch

GRAMMY Was sollen die Frontalangriffe auf Trump? Hauptpreise für Bruno Mars und dringliche Botschaften: All das gabs bei den Grammy-Verleihungen. Nur Sketche über Donald Trump berühren niemanden mehr.

Kraftvoll, bewegend und berührend wars: Etwa der Rapper Kendrick Lamar, der die 60. Grammy-Verleihung im Madison Square Garden von New York mit einem politisch aufgeladenen Auftritt eröffnete und dann seinen musikalischen Rivalen Jay-Z zum kommenden Präsidenten der Vereinigten Staaten ausrief. Oder die Sängerin Kesha, die weinend ihre Ballade «Praying» über sexuelle Gewalt, Rache und Vergeltung vortrug. Oder die Country-Sänger Eric Church, Maren Morris und Brothers Osborne, die mit einer Version von «Tears in Heaven» der Opfer des Massakers in Las Vegas gedachten.

Brauchte es da wirklich Hillary Clinton, die aus dem Enthüllungsbuch «Fire and Fury: Inside the Trump White House» vorlas und sich damit augenzwinkernd um einen Preis bei der nächsten Veranstaltung bewarb?

Es stellt sich bei solchen Preisverleihungen stets die Frage, ob es sich um eine selbstgerechte Selbstbeweihräucherung der Branche handelt. Oder passiert

da vielleicht doch etwas, das die Zuschauer mitnehmen dürfen ins Leben danach? Ein bisschen mehr als die Feststellungen, wer die bedeutsamen Preise gewonnen (Bruno Mars gewann sechs Trophäen) und wer auf dem roten Teppich das schickste Outfit präsentiert hat? Es darf allerdings auch nicht allzu bedeutungsschwanger daherkommen. Es ist dann eben doch nur ein Abend der Unterhaltungsbranche.

Gar nicht subtil

Was bedeutet es also, wenn Nikki Haley, die von Trump ernannte US-Botschafterin bei den Vereinten Nationen, nach der Veranstaltung beim Kurznachrichtendienst Twitter schreibt: «Ich habe die Grammy-Verleihung immer geliebt, aber Künstler aus «Fire and Fury» vorlesen zu lassen, hat sie für mich kaputt gemacht.»

Nicht nur Clinton hat aus dem Buch gelesen, auch einige der bekanntesten Musiker der Welt stellten den US-Präsidenten bloss. John Legend lästerte über die kurze Aufmerksamkeitsspan-



Ein unterhaltsamer Abend: Bruno Mars gewann sechs Trophäen. Foto: Reuters

ne von Trump, Cher über seine Frisur, Snoop Dogg über die Amtseinführung. Cardi B unterbrach sogar und sagte: «Warum muss ich diese Scheisse lesen?» Es war ein Frontalangriff auf

Trump, den es überhaupt nicht gebraucht hätte, weil die Musiker ihre Botschaften bis dahin subtil und doch wirksam untergebracht hatten. Zum Beispiel U2. Die irische Rockband beteiligte sich an

der faszinierenden Performance von Lamar mit dem gemeinsamen Lied «American Soul» und der kräftigen Textzeile: «Dieses Land ist kein Ort, es ist kein Geräusch.»

Eindringliche Botschaften

Oder Frauen wie Lady Gaga oder Kesha, die eine weisse Rose trugen als Symbol der Unterstützung für die Initiative «Time's Up», die sich gegen sexuelle Gewalt und für Gleichberechtigung einsetzt. Oder Camila Cabello. Die mexikanisch-kubanische Sängerin hielt nach dem Lied von Kesha eine ergreifende Rede auf jene sogenannten «Dreamers», deren Einwanderungsstatus Trump als Verhandlungspfad für die Finanzierung der Mauer an der amerikanisch-mexikanischen Grenze verwendet.

Es war ein unterhaltsamer Abend mit herrlich skurrilen und doch prächtig funktionierenden Auftritten (Elton John mit Miley Cyrus oder Sting mit Shaggy), aber eben auch mit eindringlichen Botschaften, über die man nun nachdenken sollte. Nur der plumpe Sketch mit dem Trump-Buch allerdings, der berührte niemanden – er sprang einen an.

Jürgen Schmieder